

Christina Caprez, Autorin «Familienbande. 15 Porträts»:

Offener Umgang mit Familienvielfalt

In ihrem Buch «Familienbande» porträtiert Christina Caprez 15 Familien aus der Schweiz von heute: Patchwork- und Regenbogenfamilien, Adoptiv- und Pflegefamilien, binationale Paare und Wohnprojekte mit Kindern. Warum es schon im Mittelalter Patchworkfamilien gab und inwiefern das Aufwachsen in einer speziellen Familie für Kinder horizont-erweiternd ist, erzählt sie im Gespräch mit Barbara Brandt.

spielgruppe.ch: Die klassische Kleinfamilie ist heute eine von zahlreichen Familienformen und die Ehe als Lebensform nicht mehr selbstverständlich. Unser Rechtssystem und die gesellschaftlichen Strukturen sind aber nach wie vor auf die Kleinfamilie ausgerichtet. Wird sie sich als «Erfolgsmodell» halten?

Christina Caprez: Ich würde die klassische Kleinfamilie nicht per se als «Erfolgsmodell» bezeichnen. Das Bild der Kleinfamilie als Hort des Glücks mit verheirateten Eltern, Hausfrau und Alleinernährer, ist historisch relativ neu. Wenn man schaut, wie sehr viele Menschen in unseren Breitengraden dieses Modell als Ideal anstreben, dann ist die Kleinfamilie sicher ein extrem erfolgreiches Modell. Ein Blick in die Werbung, wohl der beste Gradmesser für unsere Träume vom Glück, genügt: Patchworkfamilien haben dort noch nicht Einzug gehalten, ganz zu Schweigen von Regenbogenfamilien. Wenn man allerdings die Statistik betrachtet, dann ist die klassische Kleinfamilie im Rückzug begriffen: Noch Anfang der 1990er-Jahre lebten mehr als die Hälfte der Haushalte mit schulpflichtigen Kindern das traditionelle Rollenmodell mit Alleinernährer und Hausfrau, heute sind es weniger als ein Drittel.

Familienpolitik in der Schweiz der gelebten Vielfalt tatsächlich gerecht wird.

Wer das Kleinfamilienmodell verteidigt, sieht in andern Formen oft den Zerfall von tradierten gesellschaftlichen Werten und Normen. Weshalb und seit wann hat sich die Kleinfamilie überhaupt etabliert? Befürchten ihre Verfechter zu Recht Verwahrlosung und «Zustände wie im Mittelalter»?

Die Kleinfamilie mit einem erwerbstätigen Ehemann und einer Ehefrau und Mutter, die sich vorrangig um die Kinder kümmert, geht auf die 1950er-Jahre zurück. Vorher konnten sich die allermeisten Familien ein solches Modell gar nicht leisten, das Ideal existierte aber auch gar nicht. Wie der Historiker Simon Teuscher in meinem Buch ausführt, existierte hingegen vieles, was wir heute als sehr modern erachten, schon im Mittelalter: ausserhäusliche Kinderbetreuung, Alleinerziehende, Patchworkfamilien. Insofern könnte man durchaus von «Zuständen wie im Mittelalter» sprechen, was aber nichts mit «Verwahrlosung» zu tun hat. Bei aller äusseren Ähnlichkeit muss man natürlich auch die historischen Unterschiede sehen: Patchworkfamilien etwa entstanden nicht durch Scheidung, sondern meist durch den frühen Tod der Mutter während der Schwangerschaft oder Geburt eines Kindes.

Der Familienartikel ist diesen März am Ständemehr gescheitert. Das Volk wünscht aber eine bessere Vereinbarkeit von Beruf und Familie. Wie wird sich die Familienpolitik in der Schweiz weiterentwickeln?

Trotz Scheitern des Familienartikels beobachte ich in der Politik derzeit ein Umdenken: Die im Alltag gelebten Familienformen sind zu vielfältig, als dass Politikerinnen und Politiker ihre Augen davor verschliessen können. So wird das gemeinsame Sorgerecht zum Standard, und der Bundesrat erarbeitet derzeit ein Gesetz für die Adoption von Kindern durch gleichgeschlechtliche Paare. Es bleibt jedoch noch viel zu tun, bis die

Fachleute sprechen von einer «elternreichen Zeit» im Gegensatz zu früheren «kinderreichen Zeiten». Wie wird sich das Erwachsenenüberangebot auf die Entwicklung der Kinder auswirken?

Das Spezielle an der heutigen Zeit ist, dass sich Elternpaare stark über ihre Kinder definieren. Sie werden erst spät Eltern, und die Kinder sind in den allermeisten Fällen Wunschkinder, deren Ankunft genau geplant und zeitlich mit anderen Lebensplänen abgestimmt ist. Vor allem Eltern aus der Mittelschicht haben den Anspruch, möglichst viel Zeit mit den Kindern zu verbringen. All das steigert die Erwartungen an die Kinder: Kinder sind für die Eltern ein Glücksversprechen. Möglicherweise wünscht sich das eine oder andere Kind heute, ein bisschen weniger beobachtet und begleitet zu werden ...

Sie haben sich eingehend mit vielfältigen Familienformen beschäftigt. Die Familie ist (meist)



Buchtipp:

Familienbande. 15 Porträts.

Christina Caprez,

Limmat, 279 Seiten

(vgl. Seite 31)



Foto: zfg

Christina Caprez

ist Autorin und seit 2004 Redaktorin und Moderatorin bei Radio SRF2 Kultur. Als Soziologin und Autorin forscht und publiziert sie zu den Themenbereichen Familie, Migration, soziale Ungleichheit, Geschlecht und Sexualität und moderiert regelmässig Podien und Tagungen.

der allererste Bildungsort für Kinder. Welche zusätzlichen Bildungspotenziale bergen andere Familienformen, vergleicht man sie mit der Kleinfamilie?

Viele Kinder und junge Erwachsene, die ich für mein Buch interviewt habe, nehmen sich als offener wahr als Gleichaltrige: Neben der Norm, die sie in ihrer Umgebung, in den Medien und in Schulbüchern sowieso mitbekommen, erleben sie in ihrer Familie weitere, alternative Rollenmodelle und Lebensweisen, was ihr eigenes Handlungsrepertoire erweitert. Diesen Befund stützen auch wissenschaftliche Studien. Heidi Simoni, Psychologin und Leiterin des Marie-Meierhofer-Instituts für das Kind, sieht in erweiterten Familien mit mehr als zwei erwachsenen Bezugspersonen eine Chance für Kinder, wichtige Erfahrungen zu machen. In meinem Buch sagt sie: «Kleine Kinder haben schon sehr früh das Bedürfnis, in einem Beziehungsnetz aufzuwachsen. Und eine Kleinfamilie mit einem oder zwei Kindern und nur sporadischen Kontakten zu andern Kindern reicht nicht aus, um den Erfahrungshunger eines kleinen Kindes zu stillen.» Ausserhäusliche Kinderbetreuung erachtet die Psychologin deshalb als Bereicherung für die Kinder.

Die heutige soziokulturelle Vielfalt fordert Bildungs- und Betreuungsangebote wie Spielgruppen, Kitas und Schulen heraus. Wo besteht am meisten Handlungsbedarf und von wem?

Meines Erachtens gehen Institutionen, die direkt am Puls des heutigen Familienlebens sind – wie Spielgruppen, Kitas und Schulen – in der Regel offen, unaufgeregt und pragmatisch mit unkonventionellen Konstellationen um. Weitaus mehr harzt es in den Amtsstuben, in der Politik und im Recht. Die Kleinfamilie mit heterosexuellen verheirateten Eltern ist immer noch der Standard unseres Rechtssystems. Es unterschei-

det beispielsweise bis heute zwischen verheirateten und ledigen Elternpaaren, und ein Kind eines Frauenpaars bekommt von Amtes wegen einen Vormund, der den Vater ausfindig machen soll. Allerdings ist die Bevölkerung progressiver als man vielleicht denken mag: So sprach sich die Mehrheit der Befragten 2010 in einer repräsentativen Isopublic-Umfrage für ein Adoptionsrecht für Lesben und Schwule aus. Dass Herr und Frau Schweizer im Alltag weit pragmatischer sind, als dies teils hitzig geführte politische Diskussionen vermuten lassen, hat sich in den Gesprächen mit fast allen Familien gezeigt, die ich für mein Buch interviewt habe. Insbesondere die Kinder von Lesben und Schwulen machen im Alltag kaum diskriminierende Erfahrungen. Am meisten Diskriminierung erleben die Kinder aus ausländischen oder binationalen Familien.

Ein Blick in die Zukunft: Wie werden die «neuen» Familienformen die Gesellschaft auf längere Sicht verändern? Welche Familienmodelle werden sich durchsetzen?

Ich denke, dass sich der momentane Trend zu einer Vielfalt an Familienformen fortsetzen wird – wobei diese Bandbreite wie erwähnt weniger neu ist als wir denken. Wünschenswert wäre, dass die Vielfalt sichtbarer würde, dass sie in Medienbildern und Schulbüchern gespiegelt und vom Recht und von der Politik anerkannt würde.

«Eine Kleinfamilie mit einem oder zwei Kindern und nur sporadischen Kontakten zu andern Kindern reicht nicht aus, um den Erfahrungshunger eines kleinen Kindes zu stillen.»

Heidi Simoni, Psychologin